



Sie befinden sich hier: » Märkische Allgemeine » Nachrichten » Kultur » Kultur aus der MAZ

07.06.2010

FORSCHUNGSPROJEKT: Leben im Umbruch

## Wittenberge ist Thema einer Konferenz und auf der Bühne

*WITTENBERGE* - Eine Schar von Forschern zieht aus zu einer Expedition. Die überwiegend jungen Wissenschaftler stoßen in unberührte Weiten vor. Sie vertreten verschiedene Disziplinen und arbeiten eng zusammen. Schließlich müssen sie auf alles vorbereitet sein. Man kann ja nie wissen ... Drei Jahre sollen die Soziologen, Kulturwissenschaftler – und vor allem die Ethnologen – mit den Ureinwohnern leben. Dieses Wagnis ist dem Bundesministerium für Forschung und Entwicklung schon etwas wert: 1,7 Millionen Euro macht es locker, damit die akademische Avantgarde bei der Stange bleibt. Jetzt sind die drei Jahre um. Die Forscher sind wieder zurück von dem Ort an der Peripherie, gleich neben dem Nirwana. Es ist Zeit, Bilanz zu ziehen.

Der Ort am Ende der „zivilisierten“ Welt heißt Wittenberge und liegt im Nordwesten Brandenburgs. Und anders als mit Humor, gerade schwarzem, kann man das neuerliche Interesse an diesem gebeutelten Ort nicht nehmen. Die Kleinstadt muss wieder einmal als trauriges Paradebeispiel für das herhalten, was passiert, wenn nichts mehr ist, wie es vorher war. Denn fast über Nacht ist in Wittenberge nach der „Wende“ weggebrochen, was den Ort bis dahin bestimmte: die Industrie. Drei der größten Werke mit 8000 Beschäftigten machten dicht. Und obwohl die Stadt an Fläche zunahm, ist die Zahl der Einwohner mit jetzt 19 000 seither um mehr als ein Drittel gesunken. Das alles ist bekannt – genau wie die Folgen dieser Zäsur: Überalterung, Abwanderung, Leerstand und Rückbau, Arbeitslosigkeit ... Um es vorwegzunehmen: Die neuen Befunde sind im Wesentlichen die alten. Nur die Diagnostiker sind andere. Gleich fünf verschiedene Institute haben sich für das Projekt mit dem Titel „Social Capital‘ im Umbruch europäischer Gesellschaften – Communities, Familien, Generationen“ verbündet, bei dem Wittenberge im Mittelpunkt steht.

Außergewöhnlich ist aber die Kooperation mit dem Berliner Maxim-Gorki-Theater. Die Ergebnisse dieser Zusammenarbeit hat das Theater seit Januar dieses Jahres präsentiert: In Gesprächen, Filmen und vier Stücken zum Thema, die eigens in Auftrag gegeben wurden. Genutzt haben die Theaterleute beispielsweise die zusammengetragenen Materialien, vor allem die Interviews mit den Einwohnern und Beobachtungen in der Stadt. Das letzte Stück, Juliane Kanns „Fieber“, hatte am vergangenen Donnerstag Premiere. Es ist das einzige, in dem Wittenberge konkret benannt und nicht anonymisiert wird. Zugleich markierte „Fieber“ den Auftakt für das Finale, das vom 3. bis 5. Juni stattfand: Mit den Veranstaltungen dieser vier Tage fand das Wittenberge-Projekt seinen vorläufigen Abschluss. Die Stücke werden allerdings auch danach noch gezeigt.

„Über Leben im Umbruch“ – unter diesem Motto standen auch das entsprechende Wissenschaftsforum und das Theaterspektakel. Aber der Reihe nach. Den Anfang machte der Kasseler Soziologieprofessor Heinz Bude mit seinem essayistisch angehauchten Eröffnungsvortrag. In ihm schleicht Bude wie die Katze um den heißen Brei, versteckt sich hinter sibyllinischen Formulierungen, um dann doch nur aufzuzählen, was Wittenberge nicht ist: ein „subproletarisches Überlebenscamp“, eine „müde Gesellschaft“, ein „postsowjetisches Sehnsuchtsparadies“. Das Einzige, was er der Stadt attestiert, ist ihre gesellschaftliche Fragmentierung. Kein Wunder, dass das Endresultat so mager ausfällt, gesteht Bude doch ein, noch nicht über die richtigen methodischen Mittel zu verfügen. Seine Ausführungen sind symptomatisch für das ganze Unterfangen. Dass Kleingärten, Nähen oder „Discounting“ im Fokus stehen, wirkt eher skurril, hilfreich ist es nicht. Konkrete Lösungsansätze für die Stadt in der Prignitz (und nicht nur die) bieten die Untersuchungen nicht, muss auch Andreas Willisch, der Projektkoordinator des Forschungsverbunds, einräumen. Also wieder viel Lärm um nichts und eine verkappte ABM für beschäftigungslose Wissenschaftler?! Ohnehin erinnern die Forscher ein bisschen an Carl Spitzwegs „Schmetterlingsjäger“, der mit einem winzigen Kescher riesige Schmetterlinge fangen will. Das Problem des plötzlichen Umbruchs wirkt einfach ein paar Nummern zu groß für das interdisziplinäre Projekt.

Wenigstens bietet Kanns Stück mit allerhand aberwitzigen Einlagen einen Lichtblick. Die Stadt selbst erscheint zuerst als fiebriger Patient, ja als Selbstmordkandidat. Der Grundton ist anfangs depressiv wie schon bei Thomas Freyer, Fritz Kater und Philipp Löhle. Doch in dem Augenblick, in dem die Bewohner aufeinander zugehen, löst sich die Starre, in der alle verharrten. In der knalligen Phantasmagorie am Ende werden die Bewohner zu Selbstheilungskräften für die Stadt, die sich nur am eigenen Schopf aus dem Sumpf ziehen kann: immerhin ein versöhnlicher Ausklang. (Von Antje Wegner)

Ihre Meinung ist gefragt!